

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

MATT HAIG

*Wie man
die Zeit anhält*

Roman

Deutsch von
Sophie Zeitz

dtv

Von Matt Haig
sind bei dtv außerdem erschienen:
Ich und die Menschen (21604)
Die Menschen von A bis Z (21605)
Ziemlich gute Gründe, am Leben zu bleiben (28071)
Ein Junge namens Weihnacht (28088)
Das Mädchen, das Weihnachten rettete (28128)



Deutsche Erstausgabe 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2017 Matt Haig
Titel der englischen Originalausgabe:
›How To Stop Time‹ (Canongate Books Ltd,
14 High Street, Edinburgh EH1 1TE)
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky/dtv
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Gesetzt aus der Aldus 10,25/13,5' und der Heroe Std
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28167-6

Für Andrea

Ich denke oft daran, was Hendrich damals zu mir sagte, vor über hundert Jahren in seinem Apartment in New York.

»Die erste Regel lautet, du darfst nicht lieben«, sagte er. »Es gibt noch andere Regeln, aber das ist die wichtigste. Du darfst dich niemals verlieben. Niemals lieben. Niemals von der Liebe träumen. – Solange Sie sich daran halten, kommen Sie durch.«

Ich sah durch die verschlungenen Rauchschwaden seiner Zigarre hinaus auf den Central Park, wo ein Hurrikan unzählige Bäume entwurzelt hatte.

»Ich glaube nicht, dass ich je wieder lieben kann«, antwortete ich.

Hendrich lächelte auf seine diabolische Art. »Umso besser. Natürlich dürfen Sie gutes Essen lieben und Musik und Champagner und sonnige Nachmittage im Oktober. Sie dürfen den Anblick von Wasserfällen lieben und den Geruch von alten Büchern. Aber die Liebe zu Menschen ist tabu. Verstehen Sie mich? Gehen Sie keine Bindung zu anderen Menschen ein und empfinden Sie so wenig wie möglich für die, die Ihnen begegnen. Denn sonst werden Sie langsam, aber sicher den Verstand verlieren ...«

ERSTER TEIL

*Leben unter den
Eintagsfliegen*

Ich bin alt.

Das ist das Wichtigste, was es über mich zu sagen gibt. Und das, was am schwersten zu glauben ist. Könntest du mich sehen, würdest du mich für etwa vierzig halten, aber damit lägst du weit daneben.

Ich bin *richtig* alt – alt wie ein Baum, wie eine Islandmuschel, wie ein Renaissancegemälde.

Um dir eine Vorstellung zu geben: Ich wurde am 3. März 1581 geboren, vor über vierhundert Jahren, im elterlichen Schlafzimmer, das sich im oberen Stock eines kleinen französischen Châteaus befand. Es muss für die Jahreszeit warm gewesen sein, denn die Hebamme hatte alle Fenster geöffnet.

»Gott hat auf dich herabgelächelt«, sagte meine Mutter immer. Auch wenn sich hinzufügen ließe, dass sich Sein Lächeln – falls Er existiert – seitdem verfinstert hat.

Meine Mutter starb vor sehr langer Zeit. Ich hingegen lebe immer noch.

Wie sich gezeigt hat, habe ich eine besondere Veranlagung. Ich habe sie lange für eine Krankheit gehalten, aber Krankheit ist nicht das richtige Wort. Krankheit impliziert Gebrechen, Siechtum. In meinem Fall trifft es Veranlagung besser. Sie ist selten, wenn auch nicht einmalig. Niemand kennt sie, es sei denn, er hat sie selbst.

Denn sie findet sich in keinem medizinischen Lehrbuch und hat auch keinen offiziellen Namen. Als sich in den 1890er Jahren zum ersten Mal ein seriöser Arzt mit ihr beschäftigte, nannte er sie *Anagerie*, doch aus Gründen, die ich später ausführe, erlangte der Name keine größere Bekanntheit.

Die Veranlagung tritt ungefähr in der Pubertät zutage. Was dann passiert, ist – nicht viel. Anfangs bemerkt der Betroffene nichts von seinem »Leiden«. Wir alle sehen im Spiegel mehr oder weniger dasselbe Gesicht wie am vorigen Tag. Der Mensch verändert sich nicht von Tag zu Tag oder von Woche zu Woche, ja, kaum von Monat zu Monat.

Erst im Laufe der Zeit, an Geburtstagen und anderen regelmäßig wiederkehrenden Ereignissen, fällt den Leuten auf, dass der Betroffene nicht älter wird.

Er hat natürlich nicht wirklich zu altern aufgehört. Wir altern wie alle anderen auch. Nur eben viel langsamer. Wie langsam, unterscheidet sich von Fall zu Fall, aber im Durchschnitt können wir von einem Verhältnis von 1:15 sprechen. Bei manchen Menschen vergehen dreizehn bis vierzehn Jahre, bis sie ein Jahr älter aussehen, bei mir eher fünfzehn.

Wir sind also keineswegs unsterblich. Auch wir sind geistigen und körperlichen Veränderungen unterworfen. Es ist nur so, dass, laut dem neuesten, sich ständig rasant ändernden Forschungsstand, verschiedene Aspekte des natürlichen Alterungsprozesses – die molekulare Degeneration, die Zellvernetzung im Gewebe, Mutationen auf Zell- und Molekularebene (vor allem der DNA des Zellkerns) – bei uns in einem anderen Zeitrahmen ablaufen.

Auch ich werde graue Haare bekommen. Vielleicht werde ich kahl. Arthrose und Schwerhörigkeit sind wahrscheinlich. Irgendwann brauche ich vermutlich eine Lesebrille, und

langfristig werde ich Muskelmasse und Beweglichkeit einbüßen. Nur eben viel später.

Ein Vorteil der Anagerie ist in der Regel ein besonders effektives Immunsystem, das vor vielen (aber nicht allen) viralen und bakteriellen Infektionen schützt, wobei auch dieser Schutz mit der Zeit nachlässt. Ich will nicht mit medizinischen Details langweilen, aber anscheinend produziert unser Knochenmark in jungen Jahren mehr Blutstammzellen – die für die Blutneubildung zuständig sind – als üblich. Es sollte aber erwähnt werden, dass wir vor Verletzungen oder Mangelernährung nicht gefeit sind.

Ich bin also beileibe kein sexy Vampir, der sich bis in alle Ewigkeit strotzender Männlichkeit erfreut. Auch wenn es sich schon wie eine Ewigkeit anfühlen kann, wenn dem eigenen Aussehen zufolge zwischen Napoleons Tod und dem ersten Mann auf dem Mond gerade mal zehn Jahre vergangen sind.

Einer der Gründe, warum niemand etwas von uns weiß, ist, dass die meisten Leute es einfach nicht glauben würden.

Die Menschen akzeptieren keine Dinge, die ihrer Weltanschauung zuwiderlaufen. Man kann zwar ohne weiteres sagen: »Ich bin 439 Jahre alt«, aber die Antwort darauf wäre meistens: »Bist du verrückt?« Oder der Tod.

Ein weiterer Grund, warum niemand von uns weiß, ist, dass wir einen besonderen Schutz genießen. Es gibt da eine Organisation. Wer unser Geheimnis aufdeckt – und daran glaubt –, wird möglicherweise sehr bald feststellen, dass sein eigenes ohnehin kurzes Leben plötzlich noch kürzer geworden ist. Gefahr droht also nicht nur von gewöhnlichen Menschen.

Sie kommt auch von innen.

Sri Lanka vor drei Wochen

Chandrika Seneviratne lag im Schatten unter einem Baum, etwa hundert Meter hinter dem Tempel. Über ihr faltiges Gesicht liefen Ameisen. Ihre Augen waren geschlossen. Im Baum raschelte es, und als ich hinauf sah, starrte vorwurfsvoll ein Affe zu mir herunter.

Ich hatte den Tuktukfahrer gebeten, mich zu dem Affentempel zu bringen. Er hatte mir erklärt, dass der rotbraune Makake mit dem fast nackten Gesicht ein Rilawa war.

»Sehr bedroht«, hatte der Fahrer gesagt. »Es gibt nicht mehr viele. Das ist ihre Heimat.«

Der Affe turnte davon. Verschwand zwischen den Blättern.

Ich berührte die Hand der Frau. Sie war kalt. Es sah aus, als hätte die Frau seit etwa einem Tag unbemerkt hier gelegen. Ich ließ ihre Hand nicht los, und plötzlich merkte ich, dass ich weinte. Meine Gefühle waren schwer zu bestimmen – eine Welle von Bedauern, Erleichterung, Kummer und Angst. Ich war traurig, dass Chandrika nicht mehr hier war, um meine Fragen zu beantworten. Und ich war erleichtert, dass ich sie nicht töten musste. Denn sterben musste sie, das wusste ich.

Dann wich die Erleichterung einem anderen Gefühl. Vielleicht war es die Sonne oder der Stress, oder vielleicht hatte ich einfach zu viele Eierpfannkuchen gefrühstückt, auf jeden

Fall musste ich mich übergeben. Und in diesem Moment war es mir klar.

Ich kann das nicht mehr.

Am Tempel hatte ich keinen Handyempfang. Also kehrte ich in mein Hotelzimmer in der alten Festungsstadt Galle zurück, wo ich mich nassgeschwitzt unter das Moskitonetz legte und den unsinnig langsamen Deckenventilator anstarrte, bevor ich Hendrich anrief.

»Hast du getan, was nötig war?«, fragte er.

»Ja«, antwortete ich, immerhin die halbe Wahrheit. Das Ergebnis war das verlangte. »Sie ist tot.« Dann fragte ich, was ich immer fragte. »Habt ihr sie gefunden?«

»Nein«, antwortete er, wie immer. »Noch nicht.«

Noch nicht. Dieses kleine Wörtchen konnte einen jahrzehntelang bei der Stange halten. Aber auf einmal hatte ich neues Selbstvertrauen.

»Hendrich, es reicht. Ich will ein normales Leben. Ich will das nicht mehr tun.«

Er seufzte müde. »Wir müssen uns sehen. Es ist zu lange her.«

Los Angeles vor zwei Wochen

Hendrich war wieder in Los Angeles. Er hatte zuletzt in den 1920er Jahren dort gelebt und ging davon aus, dass er sich sicher fühlen konnte, weil niemand mehr da war, der sich an ihn erinnert hätte. Er bewohnte ein großes Anwesen in Brentwood, das zugleich der *Albatros-Gesellschaft* als Hauptquartier diente. Brentwood war genau der richtige Ort für ihn. Eine nach Geranien duftende Idylle mit großen Villen hinter hohen Zäunen, Mauern und Hecken, wo es keine Fußgänger gab und alles, selbst die Bäume, von solcher Perfektion war, dass es fast steril wirkte.

Ich erschrak, als ich Hendrich sah, der auf einer Sonnenliege an einem großen Pool lag, seinen Laptop auf dem Schoß. Seit ich ihn kannte, hatte Hendrich mehr oder weniger gleich ausgesehen, aber diesmal war die Veränderung drastisch. Er wirkte *jünger*. Immer noch alt und verknöchert, aber irgendwie glatter als seit hundert Jahren.

»Hallo, Hendrich«, begrüßte ich ihn. »Du siehst gut aus.«

Er nickte, als wäre ihm die Information nicht neu. »Botox. Und ein Stirnlifting.«

Er machte keine Witze. In seinem jetzigen Leben war er Schönheitschirurg im Ruhestand, aus Miami nach Los Angeles übergesiedelt, als er sich zur Ruhe gesetzt hatte. Was erklärte, warum er keine früheren Patienten vor Ort hatte.

Hier hieß er Harry Silverman. (»Silverman. Guter Name, nicht? Wie ein alternder Superheld. Sehr passend.«)

Ich setzte mich auf die Liege neben seiner. Eine Hausangestellte namens Rosella brachte uns zwei Smoothies in der Farbe des Sonnenuntergangs. Ich musterte seine Hände. Sie wirkten alt. Leberflecken und schlaffe Haut und dunkelblaue Adern. Gesichter konnten besser lügen als Hände.

»Sanddorn. Der letzte Schrei. Schmeckt zum Reihern. Probier mal.«

Das Beeindruckende an Hendrich war, dass er immer vollkommen im Zeitgeist aufging. Ich glaube, das tat er seit jeher. Auf jeden Fall seit den 1890ern. Und wahrscheinlich auch schon vor Jahrhunderten, als er in Tulpenzwiebeln investierte. Es war seltsam. Er war älter als wir alle, und doch hatte er immer den Finger am Puls der jeweiligen Zeit.

»Die Sache ist die«, erklärte er, »um in Kalifornien auszu- sehen, als würdest du altern, musst du aussehen, als würdest du immer jünger werden. Wenn du jenseits der vierzig noch die Augenbrauen bewegen kannst, werden die Leute misstrauisch.«

Er erzählte, er habe ein paar Jahre in Santa Barbara gewohnt, aber dort sei ihm langweilig geworden. »Santa Barbara ist nett. Das Paradies auf Erden, nur mit mehr Verkehr. Aber im Paradies ist nichts los. Ich hatte ein Haus in den Hügeln. Habe jeden Abend Wein aus der Region getrunken. Und drehte langsam durch. Kriegte Panikattacken. Ich bin seit über siebenhundert Jahren auf der Welt und hatte noch nie eine Panikattacke gehabt. Ich habe Kriege und Revolutionen erlebt. Nie Probleme gekriegt. Aber kaum bin ich in Santa Barbara, wache ich nachts in meiner Luxusvilla mit Herzrasen auf und habe das Gefühl, ich bin in mir selbst gefangen. Los Angeles ist was ganz anderes. Im Ernst, in Los Angeles bin ich sofort zur Ruhe gekommen ...«

»Zur Ruhe kommen. Das muss schön sein.«

Er betrachtete mich eine Weile wie ein Kunstwerk, dessen Bedeutung sich ihm nicht gleich erschloss. »Was ist los, Tom? Hast du mich vermisst?«

»So was in der Art.«

»Was ist? War es so schrecklich in Island?«

Vor meinem kurzen Einsatz in Sri Lanka hatte ich acht Jahre in Island gelebt.

»Es war einsam.«

»Ich dachte, nach Toronto wolltest du Einsamkeit. Du hast gesagt, die schlimmste Einsamkeit sei die, bei der man von Menschen umgeben ist. Außerdem ist das unser Los, Tom. Wir sind einsame Wölfe.«

Bevor ich den nächsten Satz sagte, holte ich tief Luft, als müsste ich darunter durchtauchen. »Ich will nicht mehr. Ich will raus.«

Hendrich zeigte keine Reaktion. Er blinzelte nicht einmal. Ich starrte auf seine knotigen Hände, die geschwollenen Knöchel.

»Es gibt kein Raus, Tom. Das weißt du doch. Du bist ein Albatros. Keine Eintagsfliege. Du bist ein Albatros.«

Der Gedanke hinter den Namen war simpel: Der Albatros galt einst als besonders langlebig, obwohl er, wie man heute weiß, kaum älter als sechzig wird; was kein hohes Alter ist im Vergleich zum Grönlandhai zum Beispiel, der vierhundert Jahre alt werden kann, oder die von Biologen »Ming« getaufte Islandmuschel, die seit der Zeit der Ming-Dynastie lebt, also seit über fünfhundert Jahren. Wie auch immer, wir waren die Albatrosse, oder kurz: Albas, und alle anderen Menschen auf der Welt bloß Eintagsfliegen, nach den Insekten, die ihren ganzen Lebenszyklus in einem Tag, oder, im Fall einer Subspezies namens Rheinmücke, in wenigen Minuten hinter sich bringen.

Wenn Hendrich von gewöhnlichen Menschen sprach, benutzte er nie ein anderes Wort, und die Terminologie kam mir, auch wenn sie mir seit über hundert Jahren eingetrichtert wurde, zunehmend lächerlich vor.

Albatrosse. Eintagsfliegen. Albern.

Trotz seines Alters und seiner Intelligenz war Hendrich im Grunde vollkommen unreif. Er war ein Kind. Ein uraltes Kind.

Das war das Deprimierende, wenn man anderen Albas begegnete. Wir waren nichts Besonderes. Wir waren keine Superhelden. Wir waren einfach nur *alt*. Und in Fällen wie Hendrichs spielte es keine Rolle, wie viele Jahre oder Jahrzehnte oder Jahrhunderte vergangen waren, denn man lebt immer innerhalb der Parameter des eigenen Charakters. Keine noch so lange Zeit, kein noch so entfernter Ort kann etwas daran ändern. Uns selbst entkommen wir nie.

»Ehrlich gesagt finde ich das respektlos«, erklärte er. »Nach allem, was ich für dich getan habe.«

»Ich weiß zu schätzen, was du für mich getan hast ...« Ich zögerte. Was hatte er eigentlich für mich getan? Das Versprechen, das er mir gegeben hatte, hatte er immer noch nicht eingelöst.

»Dir ist doch klar, wie die moderne Welt funktioniert, oder, Tom? Es ist nicht mehr so wie früher. Du kannst nicht einfach woanders hinziehen und dich ins nächste Kirchenbuch eintragen. Weißt du, was es mich kostet, dass du und die anderen Mitglieder in Sicherheit seid?«

»Dann könnte ich dir ja einen Haufen Geld sparen.«

»Ich habe es immer ganz deutlich gesagt: Die *Gesellschaft* ist eine Einbahnstraße ...«

»Eine Einbahnstraße, in die ich nie gehen wollte.«

Er sog an seinem Strohalm und verzog das Gesicht wegen des Geschmacks. »So ist das Leben, was? Hör zu, mein Junge ...«

»Ich bin kein Junge mehr.«

»Du hast eine Entscheidung gefällt. Als du dich entschlossen hast, Dr. Hutchinson zu konsultieren ...«

»Das hätte ich nie getan, hätte ich gewusst, welche Folgen es für ihn haben würde.«

Mit einem Seufzer stellte er sein Glas auf das Tischchen neben sich, um sein Glucosamin-Präparat gegen die Arthrose zu nehmen.

»Sonst hätte ich *dich* töten müssen.« Er lachte krächzend, um anzudeuten, dass es sich um einen Witz handelte. Aber es war kein Witz. Natürlich nicht. »Ich schlage dir einen Deal vor, einen Kompromiss. Ich gebe dir das Leben, das du dir wünschst – egal was –, aber du bekommst weiterhin alle acht Jahre einen Anruf von mir, und bevor du dir deine nächste Identität aussuchst, erledigst du einen Auftrag für mich.«

Ich kannte den Deal natürlich längst. Auch wenn »jedes Leben, das du dir wünschst« nie ganz stimmte. Hendrich machte ein paar Vorschläge, und ich suchte mir einen aus. Aber auch meine Antwort musste mehr als vertraut in seinen Ohren klingen.

»Gibt es Neuigkeiten von ihr?« Ich hatte diese Frage schon hundertmal gestellt, aber nie hatte sie sich so jämmerlich, so hoffnungslos angehört wie heute.

Er starrte sein Glas an. »Nein.«

Ich hatte das Gefühl, die Antwort kam diesmal ein bisschen schneller als sonst.

»Hendrich?«

»Nein. Nein, ich habe nichts gehört. Aber hör zu, wir finden im Moment unglaublich viele Neue. Über siebzig allein im letzten Jahr. Weißt du noch, als wir angefangen haben? In einem guten Jahr waren es fünf. Wenn du sie immer noch finden willst, wärest du verrückt, ausgerechnet jetzt hinzuschmeißen.«